

## Rezensionen

**Michael Perkins. Pragmatic Impairment.** Cambridge: Cambridge University Press 2007. 230 Seiten.

**Louise Cummings. Clinical Pragmatics.** Cambridge: Cambridge University Press 2009. 305 Seiten.

JÖRG MEIBAUER

Pragmatische Fähigkeiten entwickeln sich, sie werden im Spracherwerb aufgebaut und im Sprachverlust abgebaut. Kinder wie auch Erwachsene können unter mangelnder pragmatischer Kompetenz leiden, mit gravierenden psychischen und sozialen Folgen. Man fragt sich, wie diese Störungen zu erkennen sind. Was ist ein "normales" pragmatisches Verhalten und inwieweit kann davon abgewichen werden? Die Beantwortung dieser Fragen setzt eine pragmatische Normierung voraus, etwa durch das Erstellen eines pragmatischen Profils von Kindern im Sinne von Dohmen et al. (2009). Diagnostizierte Abweichungen können dann einerseits in den Bereich der spezifischen Sprachentwicklungsstörung (sSES) oder des *Pragmatic Language Impairment* (PLI) fallen, oder im Zusammenhang mit anderen Krankheitsbildern wie dem Autismus oder der Aphasie vorkommen. Das ganze zu vermessende Gebiet ist also groß und vielfältig. Man muss betonen, dass die Forschung sich nicht auf normales pragmatisches Fehlverhalten bezieht oder ein pragmatisch abweichendes Verhalten, das soziale oder charakterliche Wurzeln hat. Wenn ein Kind generell auf Fragen keine Antwort gibt oder unpassende Antworten, wenn es keine indirekten Sprechakte ausführen kann, wenn es nicht weiß, was die Glückensbedingungen für Versprechen sind, wenn es Ironie und Metapher grundsätzlich nicht versteht, besteht der Verdacht, es könne sich dabei um eine pragmatische Störung handeln (Leinonen et al. 2000).

Die beiden zu besprechenden Bücher bieten auch für Laien in diesem Gebiet einen ansprechenden, engagierten Überblick. Beide betonen, dass

nicht nur die klinische Praxis von der Entwicklung der kognitiven Pragmatik profitieren kann, sondern dass auch umgekehrt die theoretische Pragmatik von der Untersuchung pragmatischer Störungen lernen kann (und muss). Es handelt sich also um eine wichtige Vermittlungsaufgabe, die die beiden Bücher leisten wollen.

Die Perspektiven der beiden Bücher sind, trotz einiger Überlappungen in der behandelten Materie, durchaus unterschiedlich. Bei Perkins steht der Versuch im Vordergrund, eine pragmatische Theorie zu entwickeln, die den Ergebnissen und Erfordernissen klinischer Forschung Rechnung trägt. Die Theorie, die er entwickelt bzw. vertritt, heißt "emergentist pragmatics" (EP). Pragmatik wird hier nicht als ein mentales Modul betrachtet, sondern, durchaus holistisch, als ein emergentes Produkt verschiedener kognitiver, semiotischer und sensomotorischer Prozesse. Die Theorie soll so allumfassend sein, dass sie sowohl pragmatischen Fähigkeiten als auch ihren Störungen gerecht wird. Ein weiter Bogen wird gespannt, was die Quellen in der Forschungsliteratur angeht: von der Sprechakt- und Implikaturetheorie bis hin zur Relevanztheorie und Diskursanalyse. Da viele empirische Studien zu pragmatischen Störungen auf der Analyse von authentischem Diskurs gründen, ist es sinnvoll, an konkreten Beispielen eines abweichenden Diskursverhaltens zu zeigen, was eine pragmatische Störung sein könnte. Der nächste Schritt ist es, dieses Verhalten mit einem bestimmten Krankheitsbild in Verbindung zu bringen, gibt es nun einen ätiologischen Befund oder nicht. Die durchgängige Präsentation und Interpretation von Transkripten macht das Buch von Perkins sehr anschaulich.

Den Begriff der pragmatischen Störung, obgleich durchaus üblich (was den Titel des Buchs motiviert haben dürfte), hält Perkins für ungeeignet. Er sei zu vage, um dem Spektrum klinischer Befunde gerecht zu werden. Für die emergente Pragmatik im Sinne von Perkins sind zwei Begriffe wichtig: der der Wahl (,choice') und der der kompensatorischen Adaption (,compensatory adaptation'). In jeder Sprechsituation, so die Annahme, hat die Sprecherin eine Wahl zwischen verschiedenen pragmatischen Strategien. Wenn ich ein Brötchen bekommen will, kann ich zum Beispiel fragen *Könnte ich ein Brötchen haben?* oder *Ist noch ein Brötchen da?*, usw. Anhand von drei Fallstudien zu den Patienten Len, Lucy und Peter wird in Kap. 4 gezeigt, dass der Verlust pragmatischer Fähigkeiten mit der Verringerung von Wahlmöglichkeiten zu tun hat: "(...) the range of linguistic choices open to them is more restricted than those enjoyed by more typical speakers." (S. 57) Hat ein Sprecher ein pragmatisches Defizit, ist kompensatorische Adaption erwartbar. Sprecherinnen entwickeln Strategien, ihr Defizit zu kompensieren (Kap. 8). Genau dieser Umstand ist es, der eine eindeutige Verbindung zwischen einem diagnos-

tizierten Krankheitsbild und einem bestimmten pragmatisch auffälligem Verhalten schwierig, wenn nicht gar unmöglich macht.

Während Perkins von emergenter Pragmatik spricht, fasst Cummings (klinische) Pragmatik als multidisziplinär auf (siehe auch Cummings 2005). Zum Beispiel muss ein Sprachpathologe Kenntnisse der linguistischen Pragmatik und der Psycholinguistik haben: Diese Perspektive wird im Verlauf des Buchs immer wieder betont. Cummings unterscheidet zwischen developmentalen Pragmatikstörungen, wozu sie SLI, Krankheiten des autistischen Spektrums, emotionale und Verhaltensauffälligkeiten und mentale Retardation rechnet (Kap. 2), und erworbenen pragmatischen Dysfunktionen. Erworbene pragmatische Dysfunktionen sind links- und rechtshemisphärische Läsionen, Schizophrenie, traumatische Gehirnverletzungen und neurodegenerative Dysfunktionen (Kap. 3). Ein eigenes Kapitel wird dem Beitrag der Pragmatik zu kognitiven Theorien des Autismus gewidmet (Kap. 4).

Für die klinische Praxis sind natürlich präzise Mess- und Diagnoseinstrumente enorm wichtig. Kap. 8 gibt einen Überblick über die im anglo-amerikanischen Raum entwickelten Verfahren, Störungen zu erfassen. Dies sind im Wesentlichen Checklisten, die auf angenommenen pragmatischen Profilen basieren, oder experimentelle Verfahren. Ist ein pragmatisches Fehlverhalten diagnostiziert, stellt sich die Frage nach seiner Therapierbarkeit. Auch hier gibt Kap. 6 einen instruktiven Überblick über Trainingsverfahren, die pragmatische Störungen wirksam bekämpfen sollen. Die Autorin lässt aber auch keinen Zweifel daran, dass man über Angemessenheit und Wirksamkeit der diagnostischen und therapeutischen Instrumente wenig weiß, so dass hier kritische Reflexion und Weiterentwicklung angebracht sind (Kap. 7).

Insgesamt ist es der Autorin ein Anliegen, kernpragmatischen Ansätzen, also solchen, die in der pragmatischen Tradition auf Konzepte wie Sprechakt, Implikatur, Deixis, Präsupposition und Konversation rekurrieren, gegenüber einer ausufernden und unspezifischen Verwendung von "Pragmatik", die im Grunde die gesamte Kommunikation (manchmal noch paraverbale Aspekte wie Gestik, Mimik, usw.) umfasst, zu mehr Recht zu verhelfen (siehe auch Cummings 2010).

Darüber hinaus betont sie die Relevanz, aber auch die Problematik der Unterscheidung zwischen primären und sekundären pragmatischen Störungen. Sekundäre pragmatische Störungen sind solche, die auf strukturelle Defizite zurückzuführen sind. Wenn ein Patient zum Beispiel keine höfliche indirekte Bitte produzieren kann, könnte dies damit zu tun haben, dass eine Aphasie oder eine SLI vorliegt. Dagegen liegen primäre pragmatische Störungen zum Beispiel dann vor, wenn Syntax und Semantik im Prinzip in Ordnung sind, aber der Patient unfähig ist, den Redekontext zu überblicken, der etwa eine höfliche Bitte verlangt.

Jedoch ist nicht nur die präzise Abgrenzung schwierig, es können auch beide Störungen bei der gleichen Person vorliegen.

Ähnlich wie auch Perkins im Zusammenhang mit der kompensatorischen Adaption betont auch Cummings, dass vor lauter Eifer, die pragmatischen Dysfunktionen aufzuspüren, manchmal das Gefühl dafür zu verloren gehen scheint, was pragmatisch gestörte Sprecherinnen und Sprecher noch für große pragmatische Fähigkeiten haben und wie sie diese geschickt einsetzen. Auch diese kompensatorischen Strategien sind ein eigener Untersuchungsgegenstand für die linguistische Pragmatik, zumal man daraus eventuell Hinweise auf geeignete therapeutische Verfahren ableiten könnte.

Diese beiden Bücher passen gut zusammen. Perkins fokussiert etwas mehr die Frage, was die Pragmatik von dem Studium pragmatischer Störungen lernen kann. Cummings verfolgt die Perspektive, klinische Untersuchungen kritisch auf ihren Pragmatikbegriff hin zu befragen. Beide Bücher sind engagiert und verständlich geschrieben und fassen in präziser Weise die vielfältige Forschung zusammen. Bei Perkins gefällt, wie er immer wieder auf konkrete Transkripte eingeht und diese deutet. Bei Cummings ist bewundernswert, wie sie die komplexen klinischen und experimentellen Ergebnisse auf den Punkt bringt.

Kein Zweifel, diese Bücher bringen die Fächer voran und geben Hoffnung für die Patientinnen und Patienten.

## Literatur

- Cummings, Louise. 2005. *Pragmatics: a multidisciplinary perspective*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Cummings, Louise. 2010. Clinical Pragmatics. In Louise Cummings (ed.), *The Pragmatics Encyclopedia*, 40–43. London: Routledge.
- Dohmen, Andrea, Hazel Dewart & Susie Summers. 2009. *Das Pragmatische Profil: Analyse kommunikativer Fähigkeiten von Kindern*. Unter Mitarbeit von Athina Skordi. München: Urban & Fischer.
- Leinonen, Eeva, Carolyn Letts & Benita Rae Smith. 2000. *Children's pragmatic communication difficulties*. London: Whurr.

Jörg Meibauer

Mainz (meibauer@uni-mainz.de)

**Rochelle Lieber & Pavol Štekauer (eds.). *The Oxford Handbook of Compounding*. Oxford: Oxford University Press 2009. 691 Seiten.**

CARMEN SCHERER

Um die Jahrtausendwende sind mit dem *Handbook of Morphology* (Spencer & Zwicky 1998) und dem Handbuch *Morphologie* (Booij et al.

2000/2004) zwei wichtige Referenzwerke zur Morphologie und ihren beiden Teilgebieten, der Flexion und der Wortbildung, erschienen. Ein weiteres Handbuch, das *Handbook of Word-Formation* von Pavol Štekauer und Rochelle Lieber (2005), widmet sich explizit der Wortbildung. Von denselben Herausgebern ist nun das vorliegende *Oxford Handbook of Compounding* erschienen, das sich theorie- und sprachübergreifend mit einem der zentralen Wortbildungsverfahren, der Komposition, befasst.

In insgesamt 34 Beiträgen spannt das Handbuch den Bogen in theoretisch-methodischer Hinsicht von generativen bis hin zu psycholinguistischen Ansätzen in der Kompositionsforschung und in typologischer Hinsicht vom Dänischen bis zum Warlpiri. Gegliedert ist das Handbuch in einen sprachübergreifend theoretischen (16 Beiträge) und einen sprachspezifisch deskriptiven Teil (18 Beiträge). Zentrale Themen, die in den einzelnen Beiträgen des Bandes wiederholt aufgegriffen werden, sind zum einen die Abgrenzung der Komposita gegenüber anderen komplexen sprachlichen Einheiten, dann die Frage nach der Interpretation der Komposita und schließlich die Verortung der Komposition in einer – welcher? – Komponente der Grammatik.

Im einleitenden Beitrag des Bandes (Kap. 1) befassen sich *Rochelle Lieber* und *Pavol Štekauer* mit der Definition des Gegenstandes. Sie stellen dabei insbesondere heraus, dass sich (fast) keine allgemeingültigen Kriterien finden lassen, die eine zweifelsfreie Abgrenzung von Komposita gegenüber anderen morphologischen und syntaktischen Konstruktionen wie Derivaten und Phrasen ermöglichen. Um Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Idiomen und Komposita, vor allem jedoch um die Möglichkeiten einer gemeinsamen Behandlung beider Konstruktionen, geht es im Beitrag von *Stanislav Kavka* (Kap. 2). Eine sprachübergreifend tragfähige Klassifikation von Komposita zu entwickeln, ist das Ziel des Beitrages von *Sergio Scalise* und *Antonietta Bisetto* (Kap. 3). Bisherige Modelle lehnen die Autoren aus verschiedenen Gründen, etwa wegen inkonsistenter Kriterien, ab. Ihre eigene Klassifikation beruht auf einem früheren Vorschlag (Bisetto & Scalise 2005), der nach der Art der grammatischen Beziehung zwischen den Konstituenten drei Makroklassen (Subordination, Attribution, Koordination) unterscheidet, die abhängig vom Vorhandensein eines lexikalischen Kopfes (endozentrisch, exozentrisch) in kleinere Klassen differenziert werden. Dieses Modell wird im vorliegenden Beitrag um eine dritte Dimension erweitert, die die Art der Beziehung zwischen den Konstituenten genauer, insbesondere semantisch, spezifiziert (*ground vs. verbal-nexus*).

Der Beitrag von *Pius ten Hacken* zu frühen generativen Ansätzen (Kap. 4) ist der erste in einer Reihe von insgesamt sieben Aufsätzen (Kap. 4–10), die sich mit unterschiedlichen theoretischen Ansätzen in der Kompositionsforschung auseinandersetzen. *Ten Hacken* liefert in sei-

nem Beitrag einen kurzen Abriss über die Forschung zur Komposition in den 1960er und 1970er Jahren, die den Grundstein für spätere lexikal(ist)ische Betrachtungen der Komposition legt. Die in dieser Zeit aufgeworfene Frage, in welcher Komponente der Grammatik die Wortbildung angesiedelt ist, ob in Morphologie/Lexikon oder der Syntax, wird sich durch die gesamte spätere Forschung ziehen. Die Autoren der folgenden Beiträge positionieren sich hier unterschiedlich. So verorten beispielsweise *Ray Jackendoff* in seinem Beitrag zur konzeptuellen Semantik (Kap. 6) und *Anna Maria Di Scullio* in ihrem Beitrag zur Assymetrietheorie (Kap. 8) die Wortbildung in der Morphologie, leiten jedoch Komposita mithilfe von Prozessen ab, die Parallelen bzw. Ähnlichkeiten mit syntaktischen Prozessen aufweisen, ohne selbst Bestandteil der Syntax zu sein. *Heinz Giegerich* hingegen macht in seinem Beitrag (Kap. 9) die Einordnung englischer N+N-Komposita in die Morphologie bzw. Syntax von deren Betonungsmuster abhängig. Im Gegensatz dazu gehen Vertreter der *Distributed Morphology* (DM) davon aus, dass sich Komposita vollständig im Rahmen der Syntax beschreiben lassen. Obwohl (englische) Komposita laut *Heidi Harley* ein Paradebeispiel für “morphology-as-syntax” (S. 133) darstellen, sind diese bislang nicht systematisch im Rahmen der DM beschrieben worden. Harley zeigt in ihrem Beitrag (Kap. 7) jedoch auf, dass eine Anwendung der theoretischen Annahmen auf die Komposition nicht nur möglich, sondern auch gewinnbringend ist. *Geert Booij* entwickelt in seinem Beitrag (Kap. 10) ausgehend von den zentralen Ideen der Konstruktionsgrammatik eine Theorie der Konstruktionsmorphologie, die es ihm ermöglicht, sowohl den morphologischen als auch den syntaktischen Eigenschaften von Komposita und kompositionsähnlichen Strukturen gerecht zu werden. Den Schwerpunkt von *Rochelle Liebers* Beitrag (Kap. 5) bildet die Beschreibung von Komposita im Rahmen der lexikalischen Semantik. Ihre Darstellung von insgesamt sechs Klassen von Komposita stellt eine Synthese dar aus Liebers eigenem theoretischen Ansatz (Lieber 2004) und der Klassifikation von Bisetto & Scalise (2005).

Während die Kapitel 4–10 überwiegend grammatiktheoretisch angelegt sind, setzen die nun folgenden sechs Kapitel (Kap. 11–16) andere Akzente. Dies zeigt bereits der Beitrag von *Joachim Grzega* (Kap. 11), der einen Überblick über die onomasiologische Forschung auf dem Gebiet der Komposition bietet. Anders als etwa Lieber in ihrem Beitrag (Kap. 5) geht die Onomasiologie von einem zu benennenden Konzept aus und untersucht, wie dieses sprachlich umgesetzt wird. In den anschließenden Kapiteln 12–15 schließlich rücken Aspekte der Produktion, Rezeption und des Erwerbs von Komposita in den Vordergrund. In Kapitel 12 und 13 vermitteln die Autorinnen einen Überblick über Ansätze, Ergebnisse und Perspektiven bei der Erforschung von Kompo-

sita aus den Gebieten der kognitiven Linguistik (*Lisbet Heyvaert*, Kap. 12) und der Psycholinguistik (*Christina Gagné*, Kap. 13). Hieran anknüpfend vertieft *Pavol Štekauer* (Kap. 14) die Fragestellung, ob die Interpretation von Komposita, insbesondere neuer kontextfreier Komposita, vorhersagbar ist und welche Faktoren bei der Vorhersage der Interpretation eine Rolle spielen. Einen Überblick über die Forschung zum kindlichen Erwerb von Kompositionsstrukturen gibt *Ruth Berman* in ihrem Beitrag (Kap. 15). Ein historischer Abriss von *Dieter Kastovsky* über die Entstehung der Komposition im Indoeuropäischen und deren Ausbreitung in den germanischen Sprachen (Kap. 16) schließt den ersten Teil des Handbuchs ab.

Am Beginn des zweiten Teils, der der Komposition einzelner Sprachen gewidmet ist, steht ein Beitrag von *Laurie Bauer* (Kap. 17), der die Komposition aus typologischer Perspektive betrachtet. Systematisch prüft Bauer die Parameter, in denen Komposita variieren können, um daraus Aufschlüsse für eine Typologie der Komposition zu gewinnen. Diskutiert werden unter anderem formale Kriterien wie Fugenelemente, semantische Klassen oder die Position des Kopfes. Abschließend kommt Bauer zu dem Ergebnis, dass der Komposition weder der Status einer sprachlichen Universalie zukommt noch dass ein zwingender Zusammenhang zwischen Art und Umfang der Komposition in einer Sprache und ihren anderen typologischen Parametern besteht.

Die folgenden Beiträge (Kap. 18–34) widmen sich der Komposition von 18 Einzelsprachen aus aller Welt. Behandelt werden sowohl bekannte und gut dokumentierte Sprachen mit vielen Sprechern wie das Englische, aber auch weniger bekannte und schlechter dokumentierte Sprachen mit einer geringeren Sprecherzahl wie das südamerikanische Mapudungun. Die geografische Verteilung der Sprachen ist insgesamt unausgewogen: Die Hälfte der behandelten Sprachen wird in Europa gesprochen, wobei mit dem Ungarischen (*Ferenc Kiefer*, Kap. 29) neben acht indoeuropäischen Sprachen auch eine finno-ugrische Sprache vertreten ist. Der Schwerpunkt unter den indoeuropäischen Sprachen liegt mit Beiträgen zum Englischen (*Rochelle Lieber*), Niederländischen (*Jan Don*), Deutschen (*Martin Neef*) und Dänischen (*Laurie Bauer*) im Bereich der germanischen Sprachen (Kap. 18–21). Vorgestellt werden mit dem Französischen (*Bernard Fradin*) und Spanischen (*Laura Malena Kornfeld*) aber auch zwei Vertreter der romanischen Sprachen (Kap. 22–23). Als weitere indoeuropäische Sprachen werden das Neugriechische (*Angela Ralli*, Kap. 24) und das Polnische (*Bogdan Szymanek*, Kap. 25) behandelt. Die restlichen neun Beiträge verteilen sich auf Vertreter anderer Sprachfamilien von allen Kontinenten. Die Sprachen Asiens sind vertreten durch Beiträge von *Antonella Ceccagno* und *Bianca Basciano* zum Mandarin (Kap. 26) sowie von *Taro Kageyama* zum Japanischen

(Kap. 28). Je zwei Beiträge befassen sich mit Sprachen, die in Nord- bzw. Südamerika beheimatet sind. Es sind dies – für Nordamerika – die Beiträge von *Karen Rice* zum Slave (Kap. 30), von *Marianne Mithun* zum Mohawk (Kap. 31) sowie – für Südamerika – *Raoul Zamponis* Beitrag zu den Maipure-Yavitero-Sprachen (Kap. 32) und der Beitrag von *Mark C. Baker* und *Carlos A. Fasola* zum Mapudungun (Kap. 33). Mit dem Hebräischen (*Hagit Borer*, Kap. 27) und dem Warlpiri (*Jane Simpson*, Kap. 34) werden schließlich jeweils eine Sprache aus dem Nahen Osten und Australien vorgestellt.

Die Beiträge zu den einzelnen Sprachen bieten in der Regel einen klar strukturierten Überblick über die wichtigsten Fakten zur Komposition in den behandelten Sprachen sowie zahlreiche Beispiele. Abhängig von der jeweiligen Sprache stehen dabei bestimmte formale oder inhaltliche Eigenschaften der Komposita im Vordergrund. Während beispielsweise der Typ V+V in den asiatischen oder amerikanischen Sprachen zum Teil weit verbreitet ist, wie die Beiträge von Kageyama und Baker & Fasola zeigen, finden sich Hinweise auf V+V-Komposita in den Beiträgen zu indoeuropäischen Sprachen nur vereinzelt. Bei der Klassifikation der Komposita verfahren die Autoren unterschiedlich. In der Regel werden für die Einzelsprache übliche formale und/oder semantische Klassifikationsansätze herangezogen. Mit Lieber und Ceccagno & Basciano greifen jedoch auch zwei Beiträge auf das sprachübergreifend angelegte Klassifikationsmodell von Bisetto & Scalise (2005) zurück.

Bestimmte Themen ziehen sich wie ein roter Faden durch beide Teile des Handbuchs. So muss beispielsweise die von Lieber und Štekauer aufgeworfene Frage, was ein Kompositum ausmacht, für jede Sprache neu diskutiert werden, da verschiedene Forschungstraditionen hierauf unterschiedliche Antworten geben. Besonders ausführlich geht etwa Rice in ihrem Beitrag zum nordkanadischen Slave (auch Dene) auf die Definition von Komposita ein. Insbesondere die Abgrenzung zwischen Komposita und syntaktischen Einheiten stellt in vielen Sprachen eine Herausforderung für die Forschung dar: ausführlich thematisiert wird dies etwa von Fradin für das Französische, von Kageyama für das Japanische, von Borer für das Hebräische und von Mithun für Mohawk. Als zentral in den Einzelsprachen erweisen sich darüber hinaus die – eingangs bereits von Scalise und Bisetto geführten – Diskussionen um Vorhandensein und Position des lexikalischen Kopfes. Besonders ausführlich wird diese Thematik in den Beiträgen zum Mandarin und Japanischen behandelt. So argumentieren etwa Ceccagno & Basciano, dass Komposita im Mandarin keinen Kopf, lediglich einen Kopf (links oder rechts) oder aber auch zwei Köpfe haben können, wobei die Autorinnen eine klare Korrelation zwischen Makrokategorie (subordiniert, attributiv, koordiniert) und Rechts-, Links- bzw. Doppelköpfigkeit feststellen.



Insgesamt ist den beiden Herausgebern gelungen, einen gut strukturierten, informativen und anregenden Band zusammenzustellen, der in seiner inhaltlichen Vielfalt und in seiner theoretischen wie empirischen Breite Maßstäbe setzt. Einige kleine Wermutstropfen in diesem insgesamt sehr gelungenen Band seien jedoch genannt: Neben der geografischen Unausgewogenheit der behandelten Sprachen, um die die Herausgeber wissen, ist die in linguistischen Handbüchern allgemein verbreitete Dominanz englischer Beispiele anzumerken. Bedauerlich ist zudem, dass die Individualität der 18 Beiträge im zweiten Teil trotz des angemessenen und in sich konsistenten Aufbaus der Einzelbeiträge einen unmittelbaren Vergleich zwischen den einzelnen Sprachen nicht erlaubt.

### Literatur

- Bisetto, Antonietta & Sergio Scalise. 2005. Classification of Compounds. *Lingue e Linguaggio* 4 (2). 319–332.
- Booij, Geert E., Christian Lehmann & Joachim Mugdan (eds.). 2000/2004. *Morphologie. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung*. 2 Bände. Berlin: de Gruyter.
- Lieber, Rochelle. 2004. *Morphology and lexical semantics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Spencer, Andrew & Arnold M. Zwicky (eds.). 1998. *The Handbook of Morphology*. Oxford: Blackwell.
- Štekauer, Pavol & Rochelle Lieber (eds.). 2005. *Handbook of Word-Formation*. Dordrecht: Springer.

Carmen Scherer

Mainz (cscherer@uni-mainz.de)

**Muriel Norde, Bob de Jonge & Cornelius Hasselblatt (eds.). *Language Contact – New perspectives***. Amsterdam & Philadelphia: John Benjamins 2010. (Studies in Language and Society 28). 225 Seiten.

LENKA SCHOLZE

Das Buch *Language Contact* ist in der Reihe “Studies in Language and Society” als 28. Band erschienen und enthält zehn Beiträge einer Konferenz zum Sprachkontakt, die 2006 in Groningen stattfand. In den Untersuchungen sind Sprachen aus verschiedenen Sprachfamilien vertreten: germanische wie Englisch, Schwedisch oder Holländisch, romanische wie Spanisch, slavische wie Bulgarisch und Sorbisch, aber auch Türkisch, Japanisch, Finnisch und Estnisch.

Vier Beiträge beschreiben die Auswirkungen von Sprachkontakt auf die Muttersprachen von Einwanderern, beschäftigen sich also mit dem Wandel in Immigrantensprachen: *J. Nerbonne et al.* untersuchten syn-

taktische Phänomene und Interferenzen im australischen Englischen von finnischen Einwanderern zweier Generationen und “werben” in diesem Zusammenhang für die Anwendung von “language technology” bei Sprachkontaktstudien; *R. Otheguy et al.* beschreiben die Frequenz von Personalpronomina in Verbindung mit finiten Verben im Spanischen von New York City, ebenfalls nach zwei Generationen differenziert; *P.-K. Kivik* widmet seine Studie der Variation bei Personalpronomina im gesprochenen Estnischen in den USA, und damit dem Einfluß des Englischen auf das Estnische; *A. Seza Dođruöz & A. Backus* fragen sich in ihrem Beitrag, ob bei türkischen Immigranten der zweiten Generation in Holland eine neue türkische Varietät in der Diaspora in Entstehung begriffen ist, und untersuchen hierzu etwa die Besonderheiten in Nominal- und Verbalphrasen (Numerus, Wortstellung etc.) im Vergleich mit dem Türkei-Türkischen.

Zwei weitere Beiträge beschäftigen sich mit dem Sprachwandel unter Einfluss von benachbarten (Majoritäts-)Sprache(n) bzw. Entlehnungsprozesse aus Dominanzsprachen: *H.B. Brijnen* beschreibt die Bedeutungen der aus dem Deutschen entlehnten Partikel *gor* im Schleifer Dialekt, einem Übergangsdialekt des Ober- und Niedersorbischen, während *W. Heeringa et al.* ihre Untersuchung einem phonologischen Thema widmen, der Anpassung der Aussprache in bulgarischen Dialekten an die jeweilige Nachbarsprache (im gegebenen Fall Serbisch, Mazedonisch, Rumänisch, Griechisch und Türkisch), und dabei drei verschiedene Techniken vorstellen, mit denen die phonologische Ähnlichkeit untersucht werden kann: “Levenshtein distances”, “phone frequency method” und “feature frequency method”. Mit ihrem Beitrag wollen die Autoren zeigen, dass die Phonologie im Balkansprachbund, entgegen der üblichen Meinung, nicht nur marginal vom Sprachkontakt betroffen ist.

Auch der Beitrag von *J. Shaw & R. Balusu* befasst sich mit einem phonologischen Thema, nämlich der Einführung des phonologischen Kontrastes zwischen [tʃi] und [ti] durch Lehnwörter (aus dem Englischen) im Japanischen, das diesen Kontrast ursprünglich nicht kennt, und zwar im Vergleich zweier Generationen. In diesem Fall handelt es sich nicht um direkten Sprachkontakt benachbarter Sprachen, sondern um den Einfluss der heute in vielen Bereichen der Kommunikation dominierenden Sprache.

*Ch. Gooskens et al.* zeigen anhand von Entlehnungen Ähnlichkeiten und Unterschiede im historischen Sprachkontakt zwischen dem Schwedischen und dem Holländischen, beide im Kontakt mit dem Hoch- bzw. Niederdeutschen sowie dem Lateinischen und Französischen.

*P. Muysken* liefert eine theoretische Abhandlung über den “ethnolect” – also ethnische Varietäten einer Sprache – und seine Abgrenzung von anderen Varietäten. Ethnolekte entstehen nach Muysken, wenn

große Gruppen von Menschen eine zweite (dominante) Sprache erwerben (oft verbunden mit vollständigem Sprachwechsel), wobei diese (durch den Einfluss der Muttersprache) verändert wird, so dass sich eine neue Varietät ergibt. Das kann innerhalb von Migrationsgruppen stattfinden oder allgemein bei Minderheiten, die sich einer Majoritätssprache anpassen. Er betrachtet Ethnolekte einerseits unter der “shift perspective”, d. h. der Anpassung der Sprache ethnischer Gruppen an die dominante nationale Zielsprache (*group language shift*), andererseits unter der “multidimensional perspective”, bei der auch die ursprüngliche Sprache der ethnischen Gruppe sowie Prozesse der gegenseitigen sprachlichen Anpassung und Vereinfachung eine wichtige Rolle spielen. Abschließend werden *Universale Prinzipien* für Ethnolekte formuliert, d. h. eine Anzahl von morphosyntaktischen Merkmalen, die in verschiedenen (hier holländischen) Ethnolekten auftauchen, wie z. B. die Nichtverwendung des Artikels, fehlende Genusdifferenzierung beim Substantiv oder SVO-Wortstellung.

N. Borrelli befasst sich mit der Frage, inwiefern sich in den Übersetzungen der offiziellen EU-Dokumente die spezifischen nationalen Perspektiven ihrer Übersetzer und die unterschiedlichen Kulturdimensionen der einzelnen Länder widerspiegeln. Er untersucht dieses Problem anhand eines Videos zur Erläuterung der EU-Verfassung des Jahres 2005 für die Presse und die Öffentlichkeit, wobei er den französischen Ausgangstext mit der englischen und italienischen Übersetzung vergleicht. Dabei berücksichtigt er die *Kulturdimensionen* nach Hofstede zur Charakterisierung von Ländern und Kulturen nach spezifischen Kriterien. Der Vergleich des englischen und des italienischen Textes ist gerade deshalb interessant, weil sich Italien und Großbritannien in Hinblick auf die Charakterisierung nach Hofstede stark unterscheiden. Diese unterschiedlichen Kulturdimensionen der Länder spiegeln sich tatsächlich in der Übersetzersprache wider, beispielsweise in einer Wortwahl mit ganz bestimmter Semantik und besonderen Konnotationen.

Otheguy et al. stützen sich in ihrem Beitrag zum Gebrauch von Personalpronomina im Spanischen von New York City auf Einwanderer aus zwei Ursprungsregionen, aus der Karibik und aus dem festländischen Lateinamerika, differenziert nach zwei Generationengruppen, “newcomers” (die eingewanderte Elterngeneration) und “New York-raised” (die in New York geborenen und aufgewachsenen Nachkommen). Unterschiede zwischen den Informanten bestehen im Gebrauch des Subjekt-Pronomens in Verbindung mit einem finiten Verb in der spanischen Muttersprache (also *yo canto* statt *canto*) – sowohl in Abhängigkeit von der Herkunftsregion als auch generationenspezifisch. So verwendeten in New York geborene Informanten beider Ursprungsregionen generell öfter das Personalpronomen als die Einwanderergeneration, jedoch mit

höherer Frequenz bei karibischer Herkunft. Als Grund für diesen unterschiedlichen Steigerungsgrad des Pronominalgebrauchs zwischen den Ursprungsregionen sehen Otheguy et al. den doppelten Sprachkontakt: Einerseits haben die Sprecher beider Herkunftsregionen direkten Sprachkontakt mit dem Englischen, andererseits spielt im Fall der karibischen Herkunft die im heimatlichen Ursprungsdiakkt im Vergleich mit dem festländischen Spanisch häufigere Verwendung des Personalpronomens eine Rolle, so dass bei karibischer Herkunft der Unterschied zwischen den beiden Generationen geringer ist als bei den festländischen Lateinamerikanern. Der Beitrag von Otheguy et al. hat eher statistischen Charakter, sprachliche Beispiele sind verhältnismäßig selten.

Eine ähnliche Thematik findet sich in *Kiviks* Beitrag, der den Gebrauch von Personalpronomina bei estnischen Einwanderern in Amerika untersucht, differenziert nach drei Gruppen (älteren, jüngeren und neuen Einwanderern) in drei Städten, und mit dem Pronomengebrauch monolingualer Esten vergleicht. Das Estnische wird als "mixed null-subject language" bezeichnet, da in der 1. und 2. Person ein Nullsubjekt möglich ist. Darüber hinaus wird im Estnischen zwischen einer Langform und einer Kurzform von Personalpronomina unterschieden. Hierbei geht es um die Frage, wie sich das Englische, das keine Variation bei Pronomina kennt und auch kein Null-Pronomen aufweist, auf das Estnische der Einwanderer auswirkt, genauer auf die Verteilung der Funktionen der einzelnen Pronominalformen im Estnischen. Unterschiede zwischen den drei Sprechergruppen zeigen sich bei der Wahl der Lang- und Kurzformen und der Präferenz von Pronomen bzw. Nullpronomen (vgl. Tabelle 4 und 5 (S. 74)). Am stärksten zeigt sich der Einfluss des Englischen im Vergleich mit monolingualen Estnischsprechern im häufigeren Gebrauch von Pronomen statt Nullpronomen bei den Einwanderern. Insgesamt ist die Studie stark soziolinguistisch ausgerichtet, es finden sich neben prozentualen Angaben zum Gebrauch der Pronominalformen aber auch einige sprachliche Satzbeispiele.

*Brijnen* beschreibt in ihrem Beitrag die Auswirkungen des Sprachkontakts auf eine nichtmigrantische Minderheitensprache. Sie befasst sich mit der aus dem Deutschen entlehnten Partikel *gor* (← *gar*) im sorbischen Dialekt des Schleifer Übergangsgebiets zwischen Ober- und Niedersorbisch. Eingangs werden einige soziolinguistische Daten gegeben, etwa dass die aktiven Sprecher heute fast ausschließlich der älteren Generation jenseits der 80 angehören, während die jüngeren Generationen größtenteils monolingual deutsch sind; die Behauptung "Lower Sorbian (LS), of which only a few thousand elderly speakers are left [...]" scheint allerdings eher noch zu hoch gegriffen. Die Partikel *gor* tritt heute v. a. im negierten Satz auf, seltener im Affirmativsatz, wie etwa in der Kombination mit *cu(jare)* dt. 'gar zu'. Die Autorin stellt sich einerseits die

Frage, warum diese Partikel heute gerade im Schleifer Gebiet gebraucht wird, im Gegensatz zu angrenzenden obersorbischen Dialekten (die sich hierin wiederum von weiter südlich gelegenen Dialekten unterscheiden) und warum sie andererseits innerhalb des Schleifer Dialekts früher (in Texten von Hanso Nepila aus dem 18./19. Jhd.) verbreiteter war als heutzutage. Die Beschränkung von *gor* auf das Schleifer Gebiet versucht Brijnen nach dem Prinzip zu erklären, dass eine Entlehnung leichter möglich sei, wenn in beiden Kontaktsprachen etwas Ähnliches schon existiert, wobei sie auf die Tatsache verweist, dass der Schleifer Dialekt so wie das Niedersorbische ein [g] besitzt, während im Obersorbischen historisches \*g zu h wurde. Diese Argumentation überzeugt nicht, da sich im Obersorbischen viele andere deutsche Entlehnungen mit g finden, ältere und neuere (*gulaš*, *gmejna* etc.) und außerdem auch hier *gor* etwa in den katholischen Dialekten (wie von der Autorin selbst angemerkt) sehr gebräuchlich ist. Die stärkere Frequenz von *gor* in Nepilas Texten erklärt Brijnen mit dem stärkeren Einfluss des Niederdeutschen zu jener Zeit. Im Vergleich zu den meisten anderen Aufsätzen in dem Sammelband zeichnet sich Brijnens Beitrag durch die Präsentation von umfangreichem Beispielmateriale positiv aus.

Lenka Scholze

Universität Konstanz (Lenka.Scholze@uni-konstanz.de)

**Inge Pohl (ed.). Semantische Unbestimmtheit im Lexikon.** Frankfurt am Main: Peter Lang Internationaler Verlag der Wissenschaften 2010. (Sprache – System und Tätigkeit 61) 370 Seiten.

CHRISTINE RÖMER

Das empfehlenswerte Buch ist der (bisher) letzte und damit der 61. Band der von Inge Pohl und Karl-Ernst Sommerfeld im Peter Lang Verlag herausgegebenen Reihe "Sprache – System und Tätigkeit".<sup>1</sup> Auch er fußt auf einer Semantikkonferenz an der Universität Koblenz-Landau im Campus Landau und ist wie die anderen getragen von der Idee, den in der Semantik herrschenden Methodenpluralismus als etwas Befruchtendes anzusehen: "Das Ziel der Semantik-Konferenz von 2008 bestand darin, den Forschungsgegenstand 'Semantische Unbestimmtheit im Lexikon' aus dem Blickwinkel unterschiedlicher Konzeptionen und Orientierungen zu diskutieren, einige Fragen zur semantischen Unbestimmtheit transparenter und das Problemfeld wissenschaftlich greifbarer zu machen." (Vorwort, S. 9)

---

1. Eine Übersicht über die Reihe enthält die Festschrift für Inge Pohl.

Dass mit dem Phänomen *Unbestimmtheit* noch keine festen Standardauffassungen verbunden sind, zeigt schon die terminologische Vielfalt in der linguistischen Literatur (und auch in den Beiträgen): *Unbestimmtheit*, *Unterbestimmtheit*, *Vagheit*, *underspecification*, *Unterdeterminiertheit*, ... Häufig wird auch eine Erscheinungsform der Unbestimmtheit für das Ganze gesetzt: *Mehrdeutigkeit*, *Vieldeutigkeit*, *Ambiguität*, *Indexikalität*, ...

Nachfolgend wird keine Beschreibung der einzelnen Beiträge gegeben, sondern eine Zusammenfassung in Hinsicht auf das oben zitierte generelle Anliegen versucht. Speziell wird dargestellt, welche Formen der Unbestimmtheit angenommen werden und mit welchen methodischen Zugängen diese beschrieben werden.

### Semantische vs. pragmatische Unbestimmtheit

*Daniel Gutzmann* nimmt in seinem Beitrag "Unbestimmtheit und die Semantik-Pragmatik-Schnittstelle" mit Bezug auf Carston (2002: 19) eine grundlegende Unterscheidung von pragmatischer und semantischer Unbestimmtheit vor: Wenn die linguistische Bedeutung das Gemeinte unterbestimmt, liegt pragmatische Unbestimmtheit vor, die aus "Das Gesagte unterbestimmt das Gemeinte" resultiert (beispielsweise konversationelle Implikaturen wie in *Die Blumen sind in der Nacht erfroren* < *Es gab Frost in der Nacht*). Wenn die linguistische Bedeutung das Gesagte unterbestimmt, handelt es sich um semantische Unbestimmtheit (beispielsweise bei relativen Adjektiven wie in "Das Problem ist *schwierig*"). Bei der semantischen Unterbestimmtheit, mit der er sich näher beschäftigt, werden neben den Grundformen Ambiguität und Deixis noch weitere Ausdrücke und Konstruktionen vorgestellt, die "das Gesagte nicht vollständig spezifizieren, ohne, dass es sich dabei um ambige oder deiktische Ausdrücke handelt" (S. 26). *Hajo Diekmannshenke* & *Monika Reif* beschäftigen sich in ihrem Kapitel "Humor: Semantik oder Pragmatik" auch mit der Problematik Semantik vs. Pragmatik und erklären wie "intentionale Humorangebote" (S. 132) ihr angestrebtes Ziel, beim Rezipienten Lachen/Freude zu erzielen, erst erreichen, wenn "eine gewisse Interpretationsleistung" des Rezipienten erreicht wird.

### Mehrdeutigkeit, Vagheit und Kontextabhängigkeit

Im Vorwort wird von *Inge Pohl* ausgeführt: "Pinkal (1985a) hatte semantische Unbestimmtheit in Mehrdeutigkeit und Vagheit unterschieden und beide am Kriterium der kommunikativen Präziserungsbedürftigkeit festgemacht – was man wohl übernehmen kann, aber allein nicht ausreicht." (S. 11) *Andrea Bachmann-Stein* geht unter der Überschrift "Lexikalische Unbestimmtheitsphänomene im Textverstehensprozess" auf die üblicherweise dritte angenommene Hauptform der lexikalischen Unbe-

stimmtheit, auf die Kontextabhängigkeit (Pinkal 1985b) ein. Dabei beleuchtet sie besonders das Textsortenwissen und Textwissen in Hinsicht auf den Verstehensprozess. *Christiane Thim-Mabrey* vertieft diese Problematik am Beispiel “mündliche Kommunikation in Form von Vorträgen und anschließenden Diskussionen zwischen den Teilnehmern einer wissenschaftlichen Tagung” (S. 91). Dabei wird auch die Kommunikation zwischen Experten aus unterschiedlichen Fachgebieten einbezogen (= transdisziplinäre Kommunikation). Als zentrales Phänomen wird die “Eigendynamik von Wortbedeutungen” angesehen, die besonders in transdisziplinären wissenschaftlichen Dialogen zu offenen und verborgenen Verständigungsproblemen führen kann (S. 92). Wörter bekommen dabei, selbst wenn sie in der eigenen Wissenschaft definiert verwendet werden, im Verlaufe der Kommunikation vage Bedeutungen. *Wolfgang Sucharowski* bespricht diese Problematik an einem Beispiel aus dem Schiffbau und macht ebenso wie *Thim-Mabrey* deutlich, dass Maßnahmen zur Bedeutungssicherung in solchen fachlichen bzw. beruflichen Dialogen nötig sind. Er betont besonders die Wichtigkeit der Vereinbarung von einheitlichen Termen.

Explizit auf die Problematik der Ermittlung von Mehrdeutigkeit geht *Christine Keßler* in “Okay – Die Bedeutung eines Wortes zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit” ein. Deren wenig eingelöste Ankündigung auf die Problematik der Kernbedeutung eingehen zu wollen, wird von *Inge Pohl* (Hochgradige Mehrdeutigkeit von Lexemen – Diskussion eines semantisch-integrativen Beschreibungsansatzes am Beispiel des Verbs *gehen*) aus kognitionslinguistischer Sicht tiefgründig umgesetzt.

*Stephan Stein* fragt in seinem Beitrag u. a. nach, ob es sinnvoll ist, bei ononymischen Wortgruppen (wie *Grauer Burgunder* ‘Wein’) Unbestimmtheit anzunehmen. Im Zentrum steht jedoch das Problem, ob ononymische Wortgruppen Phraseologismen sind. Da sie als relativ motiviert beschrieben werden, “so dass sich die Bedeutungskonstitution je nach Komponentenbestand und Bildungsweise zwischen kompositioneller Bedeutungskonstitution (*Lüneburger Heide*) und kontextualisierter Bedeutungskonstitution (*das Weiße Haus*) bewegt” (S. 61), ist indirekt eine Bejahung und Annahme von ononymischer Unbestimmtheit durch den Autor anzunehmen.

Der abschließende Aufsatz von *Hermann-Josef Wilbert* “Semantische Unbestimmtheit in der Musik” hat leider nicht den wichtigen, Maßstab setzenden Beitrag von Manfred Bierwisch (1978) zur Thematik “Musik und Sprache” zur Kenntnis genommen.

Unbestimmte lexikalische Phänomene werden im Teil “Unbestimmtheiten von Lexikonausschnitten” von *Inge Pohl* (Mehrdeutigkeit von Verben), *Hardarik Blühdorn* (Semantische Unterbestimmtheit von Konnektoren), *Katharina Turgay* (Ursachen für die Unterspezifikation von

Wechselpräpositionen), *Joachim Grabowski* (Beschreibung von semantischer Unbestimmtheit von raumrelationalen Ausdrücken) und *Jochen Schulz* (Semantische Unbestimmtheit bei Partikeln) ausgeführt.

Im Kapitel "Unbestimmtheit im interkulturellen Kontext" untersuchen unter sprachvergleichenden und übersetzungstheoretischen Gesichtspunkten *Elzbieta Pawlikowska-Asendrych*, *Hanna Kaczmarek*, *Mieczysława Materniak* und *József Tóth* Translationsprozesse.

### Methodische Zugänge

Zentral ist in den meisten Beiträgen die Interaktion von Schnittstellen. Dies betrifft besonders die Beschreibung der Semantik/Pragmatik-Schnittstelle, die Übergänge zwischen verschiedenartigen lexikalischen Einheiten, Textsorten und Sprachen. Außerdem wird in fast allen Beiträgen die Frage nach den Wegen zur Auflösung der Mehrdeutigkeiten gestellt. Vor allem werden kognitionssemantische und kontextsensible Ansätze vertreten, die von weiten Bedeutungsauffassungen ausgehen. Beiträge in der formal-logischen Tradition gibt es leider keine. Damit reflektiert auch diese Publikation den generellen Zustand, dass die logische, formalisierte Semantik und die nichtlogische Semantik in fast keinem Gespräch stehen, obwohl sie doch voneinander profitieren könnten.

### Literatur

- Bierwisch, Manfred. 1978. Musik und Sprache. Überlegungen zu ihrer Struktur und Funktionsweise. In Eberhardt Klemm (ed.), *Jahrbuch der Musikbibliothek Peters 1978: Aufsätze zur Musik*, 9–102. Leipzig: Peters.
- Carston, Robyn. 2002. *Thoughts and utterances: The Pragmatics of explicit communication*. Oxford: Blackwell.
- Pinkal, Manfred. 1985a. *Logik und Lexikon: Die Semantik des Unbestimmten*. Berlin & New York: de Gruyter.
- Pinkal, Manfred. 1985b. Kontextabhängigkeit, Vagheit, Mehrdeutigkeit. In Christoph Schwarze & Dieter Wunderlich (eds.), *Handbuch der Lexikologie*, 27–63. Königstein/Ts.: Athenäum.

Christine Römer

Jena ([Christine.Roemer@uni-jena.de](mailto:Christine.Roemer@uni-jena.de))